

The background of the page is a painting of a town by a river. The sky is a vibrant blue with soft, white, fluffy clouds. The town features several buildings with light-colored facades and dark roofs. A river flows through the town, reflecting the buildings and the sky. In the foreground, there are green grasses and some yellow flowers. The overall style is impressionistic, with visible brushstrokes and a focus on light and color.

DEUTSCHER  
NOVELLEN  
SCHATZ

14

# Deutscher Novellenschatz

BAND 14

*Deutscher Novellenschatz, Band 14  
Jazzybee Verlag Jürgen Beck  
86450 Altenmünster, Loschberg 9  
Deutschland*

*ISBN: 9783849661229*

*Das Korpus „Deutscher Novellenschatz“ ist lizenziert unter der Namensnennung 4.0 International (CC BY 4.0) Lizenz und Teil des Deutschen Textarchivs. Eine etwaige Gemeinfreiheit der reinen Texte bleibt davon unberührt. Näheres zum Korpus und ein weiterführender Link zu den Lizenzbestimmungen findet sich unter <https://www.deutschestextarchiv.de/novellenschatz/>. Um die Lesbarkeit zu verbessern, wurden die sehr alten Texte insofern überarbeitet, dass ein Großteil der Worte und Begriffe der heute gültigen Rechtschreibung entspricht.*

*[www.jazzybee-verlag.de](http://www.jazzybee-verlag.de)  
[admin@jazzybee-verlag.de](mailto:admin@jazzybee-verlag.de)*

## **INHALT:**

[Der Träumer.](#)

[Die Tante.](#)

[Ansas und Grita.](#)

## **Der Träumer.**

August Kopisch.

### **Vorwort**

Im fünften Bande unseres Novellenschatzes haben wir unter dem Titel „Ein Karnevalsfest auf Ischia“ eine Novelle von August Kopisch (geb. 1799, gest. 1853) mitgeteilt, über deren Entstehung in Prutz' deutschem Museum 1854, II, S. 498, von dem Freunde des Dichters, August Kahlert, folgende Notizen gegeben werden, die hier nachträglich ihre Stelle finden mögen.

„Das erste Auftreten der Cholera hatte, wie in ganz Europa, so auch in Breslau die schrecklichsten Verwüstungen angerichtet; namentlich sah sich die Stadt mit der Sorge für eine große Zahl armer Waisen beladen, zu deren Bestem dann die literarische Abteilung des Breslauer Künstlervereines ihre Archive veröffentlichte. Kopisch steuerte sehr reichlich dazu bei, und zwar nicht bloß Gedichte, sondern auch eine Novelle, mit der er sogleich ein gewisses Aufsehen erregte. Dieselbe trägt die Überschrift: "Ein Karnevalsfest auf Ischia", und ist von dem gesamten damals in Deutschland beliebten Erzählungsgenre so himmelweit verschieden, dass die Kritik überall stutzte, aber nur, um gleich darauf ihre lauteste Anerkennung auszusprechen. Abgesehen von ihrer Keuschheit erinnert sie auf das Lebhafteste an Boccaccio; die Vortragsweise ist fast patriarchalisch, das Colorit von durchaus lokaler Färbung.

„Der Erfolg, den diese Erstlingsarbeit des Dichters auf dem Felde der Erzählung fand, veranlasste K. Büchner den Verfasser um eine Novelle ähnlicher Gattung für sein "Deutsches Taschenbuch" anzugehen. Kopisch schrieb in Folge dieser Aufforderung eine zweite Erzählung "der Träumer". Das Bestreben, die naive, durchaus anschauliche, von aller sentimentalen oder reflektierenden Beimischung freie Erzählungsweise der älteren Italiener bei uns einzuführen, ist auch hier dasselbe. Dagegen blieb der Erfolg hinter dem früheren zurück. Teils war die Zeitrichtung ernster geworden, teils hatte auch manches kritische Wort den Dichter eingeschüchtert; genug, als später eine ähnliche Aufforderung an ihn gerichtet ward, erklärte er, keine Novelle mehr schreiben zu wollen; die Leute verständen diese Gattung nicht mehr“.

Wer beide Erzählungen unbefangen vergleicht, wird dem Erfolge und seiner kritischen Stimme allerdings Recht geben müssen. Zunächst fällt eine Gleichartigkeit in Stoff und Behandlung auf, wie sie selbst bei Kindern desselben Vaters ungewöhnlich ist. Nicht nur dass Farbe und Ton, der lebenswürdige barock-phantastische Humor, endlich die Auflösung alles Übermuts in gemütvollen Ernst und strenge poetische Gerechtigkeit beiden Geschwistern gemeinsam sind: in beiden dreht sich die Verwicklung um festliche Veranstaltungen der seltsamsten Art, um einen abenteuerlichen Mummenschanz, der schließlich auf die humoristische Züchtigung der Philister und die Krönung des bescheidenen Verdienstes hinausläuft. In beiden wird mit besonderer Gründlichkeit gezecht und geschmaust und eine Art Schlaraffenraum verwirklicht, so dass man hier das Wehen desselben Geistes zu fühlen glaubt, dem der „Geist der Kochkunst“ seine Entstehung verdankte. Ja, so weit geht die Übereinstimmung, dass beide Male der Held der Geschichte auf eigene Hand nicht zum Ziele gelangt wäre, wenn nicht befreundete Mächte weder Zeit noch

Mühe, weder Aufwand noch Witz gescheut hätten, um der Tugend zum Siege zu verhelfen.

Es ist deshalb zu begreifen, wenn auch wohl nicht ganz zu billigen, dass die Herausgeber der sämtlichen Werke des Dichters von beiden Erzählungen nur Eine aufzunehmen für gut fanden, um nicht dicht nebeneinander zwei Werke zu stellen, die fast wie Variationen desselben Themas aussehen. Sie gaben dem „Fest der Kahlköpfe“ den Vorzug, den diese Arbeit auch in unseren Augen verdient. Gleichwohl würde „der Träumer“, wenn er uns allein überliefert wäre, unter den deutschen Novellen, die des Aufbewahrens wert scheinen, unbestritten seinen Platz in Anspruch nehmen dürfen, abgesehen von dem Interesse, das es einer psychologischen Ästhetik gewähren muss, die dichtende Phantasie in einem so merkwürdigen Falle zu belauschen, bei dem Versuche nämlich, ein Lieblingsmotiv neu zu gestalten und durch Verdoppelung und Häufung gewisser charakteristischer Züge und Erhöhung des phantastischen Elements die erste Fassung zu überbieten. Wenn dies nicht glücken konnte, so ist doch des Schönen und Merkwürdigen auch hier so viel enthalten, dass die zurückgesetzte Dichtung uns eine nachträgliche „Rettung“ aus der Verschollenheit jenes alten Taschenbuches wohl zu verdienen schien.

\*\*\*

Von dem Strande, welcher nun Stabiä, die fast zweitausend Jahre in Aschenregen begrabene Stadt, lieblich überblüht, gelagert zwischen dem Golf von Neapel und dem von Salerno, erhebt sich über den Spiegel des anmutigen Meeres, erst mit sanfteren Hügeln, bald aber geschwungener und kühner, ein mächtiges, vielzackiges, oben dunkel bewaldetes Kalkgebirge, dessen fruchtbare, terrassierte Hänge der Bienenfleiß der Menschen überall reichlich mit Öl- und Weingärten und mit unzähligen zierlichen Ortschaften überbaut und geschmückt hat. So vollendet ist daselbst das Werk des Fleißes, dass es vor die Augen tritt wie ein müheloses, unmittelbar göttliches Geschenk, als habe das Paradies sich herniedergesenkt in die Täler und um die Lehnen der zackigen Anhöhen.

Unter den vielen Ortschaften aber erhebt sich eine, Gragnano genannt, besonders gesegnet mit köstlichen Purpurtrauben. So reichlich trägt die Rebe dort, dass die Winzer noch im Schatten gehen, wenn sie schon die Blätter hinweggebrochen: die Trauben allein geben Schatten genug. Nicht zu früh, nicht zu spät reifen sie dort an den luftigen Hängen und füllen die gewaltigen Fässer mit köstlichem Getränk, so dass die Besitzer daselbst von Jahr zu Jahr an Wohlhabenheit zunehmen. Ja, rings um den ganzen schönen Golf sagt man, will man jemanden als wohlhabend bezeichnen: Er hat sein Kellerchen in Gragnano.

Nun hatte daselbst vor Jahren Gott einem Mann namens Strintillo solcher Kellerchen nicht nur eines, sondern mehrere beschieden, auf deren Besitz sich Herr Strintillo nicht wenig zugutetat. Seine liebste Rede war: Ich bin Don Strintillo, und was ich haben will, muss geschehen! – Herr Strintillo wollte jedoch manchmal sehr dummes Zeug; besonders wenn ihm dergleichen geträumt hatte, denn er



war über alle Maßen abergläubig und hielt gewaltig viel auf seine Träume. So hieß er einst in eine dürre Felszacke einen Brunnen hauen, weil ihm dort im Traum von seinem Vetter Ciccio ein Glas Wasser gereicht worden. Als man ihm aber vorstellte: Hier werde kein Wasser kommen, sprach er: Ich bin Don Strintillo, und was ich haben will, muss geschehen! – Sofort wurde mit dem Hauen des Brunnens begonnen. Man sprengte, dass die Steine flogen. Drei Monate vergingen – immer kam noch kein Wasser; aber Don Strintillo verlor den Mut nicht und würde, jedem Spötter zum Trotz, noch heute graben lassen, hätte sein Vetter Ciccio nicht Wasser in die Grube gegossen und ihm ein Glas daraus geschöpft und zu trinken gereicht. – Wer hat nun recht? fragte Don Strintillo und trank das Glas rein aus. Zwar kam später, trotz alles Grabens, kein Wasser mehr nach; aber Don Strintillo hielt den Traum für erfüllt und war zufrieden, und als man ihm einige Zeit nachher von Ciccios List sagte, sprach er: So sagt ihr nur, damit ich nicht recht haben soll, und alles endigte damit, dass er nur desto mehr im Glauben an seine Träume bestärkt wurde, recht nach dem alten Sprichwort: Zerstoße den Narren im Mörser, und er wird ein Narr bleiben nach wie vor. Jeden Morgen, sogleich nach dem Frühgebet, langte Don Strintillo nach seinen Traumbüchern, deren er nicht genug bekommen konnte. Dieselben widersprachen sich zwar hie und da; aber das war ihm eben recht; denn traf sein Traum nach dem einen Buche nicht ein, so fand er in dem anderen Trost. Alles, was ihm widerfuhr, wusste er immer hinterher den Träumen anzupassen, die er kurz vorher oder lange vorher gehabt hatte. Als ihm seine gute Frau starb, sagte er zu seinem Vetter Ciccio mit Tränen in den Augen: Da sieh, wie meine Träume zuletzt doch eintreffen! – Vor drei Jahren, just in derselben Nacht, sah ich im Traum eine Katze, die auf glühenden Kohlen stand und gewaltig schrie. Was diese Katze bedeuten sollte, konnte ich damals in meinen Büchern nicht finden und auch nicht denken; nun

ist es aber klar: Die Katze, die auf Kohlen sieht, ist meine Frau im Fegefeuer; denn unter uns gesagt, sie kam mir manchmal nicht aufrichtig vor. Nun aber lass uns für ihre arme Seele beten.

Ihr tut ihr Unrecht, sagte Don Ciccio.

Lass uns beten, sagte Strintillo, vor Gott sind wir alle Sünder!

Zum Glück wurde seine schöne Tochter Angiolina nicht von ihm erzogen, sondern von einer verständigen Muhme, die er ins Haus genommen, und wuchs an Seel' und Leib so herrlich heran, dass sie mit sechzehn Jahren das Wunder der ganzen Gegend war. Unzählige Freier hatten sich bereits vergeblich bei dem wunderlichen Vater um sie beworben, als eines Tages zwei bei ihm zusammentrafen, welche sich besser berechtigt glaubten als alle früheren. Der ältere dieser Freier, Don Granco, war zwar von Gestalt hässlicher und drolliger, als man irgendein Figürchen aus Brot kneten könnte, dabei jedoch der wohlhabendste Mann in Gragnano und, was ihn bei Strintillo gleichermaßen empfahl, wie er, ein leidenschaftlicher Liebhaber von Träumen. Der andere dieser Freier aber war das Gegenteil von diesem, weder ein Träumer noch mit Reichtümern gesegnet, aber sonst mit allem ausgestattet, was an jungen Leuten wohlgefällt. Er war jung und schön, kräftig und rührig und rasch in allem, was er tat, der beste Tänzer am Ort und geliebt von Jung und Alt. Begabt mit der süßesten Stimme, die je von Mannesmund erklungen, verstand er zu Tänzern und Spielen augenblicklich die zierlichsten Weisen und Lieder zu erfinden, und hatte vor kurzem erst in einem Wettsingen mit den besten Improvisatoren der Umgegend eine schön ausgelegte Mandoline gewonnen, zu deren beseelten Klängen er unter Angiolines Fenster manch schmelzendes Lied gehaucht. Kurz, Don Granco besaß das Herz des Vaters und Giovanni das Herz der Tochter, und war bei dem Alten ebenfalls so wohl angeschrieben, dass er die beste Hoffnung hatte. So gerüstet traten beide zugleich

in das Zimmer; jeder im Vertrauen auf sein Glück, hatte keiner ein Hehl vor dem anderen, und Giovanni ließ den drolligen Don Granco seine Werbung zuerst anbringen. Dieser hub folgendermaßen an: Mein ehrenwerter Freund Strintillo, vielleicht ist Euch bereits bemerklich geworden, wie mich schon seit geraumer Zeit der Liebesgott quält und peinigt, und zwar um Eurer schönen Tochter willen, welche, wie alle Welt weiß, von der Nasenspitze bis zur kleinen Zehe nichts andres ist als ein Zucker und ein Honig, und, dass ich es kurz heraussage, durchaus gemacht für Euren Diener Granco. Viel Redens kann ich nicht machen, gebt sie mir zum Weibe: Ich stelle sie in ein Glasschränkchen und lasse kein Stäubchen auf sie fallen; so wahr ich Granco bin, es soll Euch nicht leid werden! – Ihr wundert Euch vielleicht, woher ich den Mut nehme, und sogar auf einmal mit der Tür ins Haus falle? Doch seht diese zerknitterte Schlafmütze hier und vernehmt, was mir diese Nacht geträumt hat.

Bei diesen Worten ward der arme Giovanni leichenblass. Auf einen Traum seines Nebenbuhlers war er nicht gefasst, und da er Strintillos Leidenschaft für Träume kannte, fürchtete er sehr, dass Granco die Oberhand gewinnen könnte.

Der Traum ist, fuhr Granco fort, so gut wie einer sein kann, und ein Morgentraum, er passt überall ein und schließt zusammen, dass gar keine Fuge bleibt. Hierauf erzählte Granco mit langweiliger Ausführlichkeit: Wie ihm Angiolinchen im Traum erschienen sei, um und um mit Blumen besteckt, und ihm eine Rose gegeben habe; wie sie dann zusammen einen großen goldenen Fisch gefangen und mit einem Hammer totgeschlagen hätten; der Fisch aber habe so viel Rogen gehabt, dass alle seine Kessel und Töpfe nicht langen wollten, ihn aufzunehmen. Als er deshalb den Hut abgenommen, sich hinter den Ohren zu kratzen, sei er aufgewacht, die Schlafmütze in der Hand, die er vor Freuden über den prächtigen Traum ganz

zerküsst und zerbalgt habe. Da seht, wie sie aussieht, überall zerknittert und zerknüllt!

Warum aber dünkt Euch der Traum so gut? fragte Giovanni. Da sagte Don Granco: Wenn Ihr es ihm nicht selber ansehet, will ich Euch belehren; der Traum ist sechsmal gut:

Einmal, weil der Gegenstand der Liebe selber darin ist.

Zweitens, bedeuten die Blumen, dass das Zuckerkind bald heiraten wird.

Drittens, bedeutet die Rose, die sie mir gab, dass ich ein beneideter Mann sein werde.

Viertens, bedeutet das Angeln und dass der Fisch anbeißt, unsere Heirat, und dass wir immer wohlhabend sein werden, denn der Fisch war von Golde.

Fünftens, bedeutet der Hammer, dass wir die Heirat durchsetzen werden, es mag in die Quer kommen, wer da will, und endlich:

Sechstens, bedeutet der viele Rogen zahlreichen Kindersegen.

Nun sagt selber, was fehlt dem Traum noch an seiner Vollkommenheit? Fragt einmal Don Strintillo, er ist gelehrter als ich; aber er mag ihn nach Rotbarts Traumbuch auslegen oder nach Schwarzbarts, er ist gut und bleibt gut. Nach der klugen Sibylle fällt er freilich anders, aber da sind die Nummern verdruckt, und wer ihr traut, ist immer betrogen. Was meint Ihr, Don Strintillo, fragte Granco mit zuversichtlicher Miene, ist er nicht gut, ist er nicht prächtig?

Aber Strintillo, der auf keine Frage rasch zu antworten gewohnt war, und der, unter uns gesagt, noch etwas auf die Sibylle hielt, bewegte nachdenklich den Kopf, wandte sich zu Giovanni, und fragte: Hat Euch auch etwas geträumt? -

Mir? Nein - oder doch, ja, entgegnete Giovanni, und ergriff die Hand Strintillos: Mein lieber Don Strintillo, seit ich Eure Tochter gesehen, lebe ich beständig, Tag und Nacht, in dem Traume fort, dass nie Leute glücklicher

zusammenleben würden als Eure Tochter und ich! Hierbei standen ihm die hellen Tränen in den Augen. Don Strintillo sah ihn freundlich an und sagte: Nun, mein lieber Giovanni, ich weiß, dass meine Tochter Euch wohl will, und habe nichts gegen Euren wachenden Traum und gegen Euren schlafenden auch nichts, ehrenwerter Don Granco. Beide Träume können recht gut sein, doch erstens, habe ich sie nicht selber geträumt, und zweitens seid ihr an einem bösen Tage zu mir gekommen, denn hört: Als ich diesen Morgen ausgehen will, kommt mir rechts ein altes Weib entgegen, links huscht mir ein Häschen über den Weg, und wie ich wieder ins Haus trete, läuft mir, bis ins Zimmer, Ciccios roter Hund nach, der mir nie Gutes bringt. Daher ist der heutige Tag sehr böse, und gar nicht gemacht, um dergleichen zu beschließen, geduldet euch also noch heute, morgen früh sollt ihr ausführlichen Bescheid haben. Keiner von euch wird darum von mir verachtet; aber ich will die Sache beschlafen. Der Himmel wird mir einen Wink geben, dem ich folgen kann. Das Schicksal meines einzigen Kindes liegt mir zu sehr am Herzen, als dass ich dergleichen ohne himmlischen Rat beschließen könnte. Lebt wohl. Heute drohet Unglück in meinem Hause, darum wird euch weder Speise noch Trank gereicht. Ein andermal sollt ihr mir herzlich willkommen sein.

Mit solchen Reden entließ Don Strintillo für diesen Tag die beiden Freier. Don Granco fand alles sehr natürlich und blieb, im Vertrauen auf seinen sechsmal vortrefflichen Traum, so glücklich als vorher. Aber Giovanni geriet, als er das Haus verlassen, über den abergläubischen Strintillo ganz außer sich, und als er ins Freie kam, rief er zum blauen Himmel empor: Wenn das Schicksal eines Wesens wie Angiolina an Strintillos albernen Träumen hängt, was soll aus ihr, was soll aus mir werden! Lieber himmlischer Vater, erhelle doch die Augen des Alten, dass er die Tochter nicht auf ewig unglücklich macht, tue seinen Sinn auf über seine Torheiten, oder willst du ihn nicht umschaffen, sende

ihm wenigstens einen Traum, worin Angiolina ihm um den Hals fällt und ihn bittet, mich zu nehmen; oder wie du sonst seinen Willen lenken willst, denn du vermagst ja alles und jedes, wie deine Weisheit es für gut findet. – Dieser letzte Gedanke machte Giovanni etwas ruhiger. Langsam schlich er zurück unter Angiolines Fenster und flüsterte die traurige Botschaft hinauf. Angiolinchen, obwohl selbst erschrocken, suchte seine Sorgen zu beschwichtigen, und sagte zu ihm: Lieber Giovanni, tröste dich, mein Vater hat dich lieb, wir wollen Gutes hoffen, gehe nach deinem Weinberge und zerstreue dich mit Arbeiten. Geh, ich will auch etwas vornehmen, so wird Sorge und Unruhe am besten bekämpft. Langsam ging Giovanni nach seiner kleinen Besetzung. Sie schien ihm heute kleiner als je, weil er sie mit Grancos Gütern verglich. Er ging an die Arbeit und kämpfte mit Gewalt gegen seine Sorgen, aber er war immer noch in einem Zustande, der einem Fieber glich. Der Mond schien lieblich und klar, es trieb ihn nach dem Hause seiner Geliebten, er nahm seine Mandoline mit und spielte unter ihrem Fenster alle Lieblingsweisen; aber wenn er an den anderen Morgen gedachte, sanken ihm die Hände von den Saiten. Geh zur Ruh', lieber Giovanni! bat Angiolina mit süßem Flüstern mehrere Male flehentlich. Er ging auch, kam aber immer wieder zurück, und um Mitternacht sang er unter dem Fenster der Kleinen, die selbst nicht tat, was sie ihn hieß, folgendes Lied aus seinem Herzen, während der Vesuv dazu leuchtende Glut in die Mondnacht emporwarf:

Unruhige du, du rufst mir: ruhe! zu;  
Bin todesmüd' und finde doch nicht Ruh!  
Wo ruht des Schiffers Haupt im Sturmesdrang?  
Ach Gott! ach Gott! wie ist die Nacht so lang!  
Ich bin der glüh'nde Stein, der dort entfliegt  
Dem Schlund und, schon im Fallen, wieder steigt,  
Emporgewirbelt von erneutem Drang,

Ach Gott, ach Gott! wie ist die Nacht so lang!

Ein Ameis'haufen bin ich, den gestört  
Die Lieb', all meine Sinne sind verkehrt.  
Am Himmel wankt vor mir der Sterne Gang.  
Ach Gott! ach Gott! wie ist die Nacht so lang!

Ich bin die Wachtel, überm Meer verirrt,  
Kein Land erblickt sie, jagt und schlägt und schwirrt,  
Dicht unter ihr der Wellen Grabgesang.  
Ach Gott! ach Gott! wie ist die Nacht so lang!

In solchen Gedanken kam den beiden Liebenden der Morgen heran und sie erwarteten mit Ungeduld Strintillos Erwachen.

Don Granco nahm, wie wir wissen, die Sache viel ruhiger, er verließ sich auf seinen Traum, tat einen guten Schlaf, erwachte jedoch beizeiten, legte sogleich die zierlichsten Kleider an, die sich in seinen Kisten und Kasten vorfanden, und machte sich auf den Weg nach Strintillos Hause, vor welchem er den guten Giovanni mit seiner Mandoline sitzend fand.

Schon hier? fragte Granco.

Jawohl, sagte Giovanni, wir kommen noch zu früh, Don Strintillo ist noch nicht erwacht.

O wohl ist er erwacht! rief Strintillo und erschien an der Tür: Kommt herein, ihr beiden Herren, ihr sollt Bescheid haben. Ich habe einen Traum gehabt, der an Schönheit seinesgleichen sucht und so deutlich ist, dass ihr ihn euch selbst auslegen könnt, so wenig ihr vom Traumauslegen versteht.

Don Granco trat freundlich ein und rieb sich die Hände, zitternd folgte Giovanni. Da setzt euch und hört meinen Traum! sagte Strintillo. Beide setzten sich, und der Träumer hub an: Gestern, als ich mich schlafen legte, nahm ich mir fest vor, über eure Angelegenheit zu träumen. Es

währte nicht gar lange, so kam ich aus der Finsternis des Schlafes in einen wunderschönen großen Weingarten. der mich sehr in Verwunderung setzte; denn an den Trauben, die dort hingen, waren die Beeren so groß, dass jede Beere wohl einen Schoppen halten mochte, und jede Traube mochte gegen die tausend Beeren haben, aber die Trauben, die da waren, konnte ich nicht zählen; denn es war alles rot und schwarz davon, über und über! Das Sonderbarste war, dass sich die Trauben vor meinen Augen färbten und reif wurden, und die reif wurden, sanken zu Boden und ließen den Most von selbst ausgehen, in Rinnen von weißem Marmor, die unter den Weinstöcken waren. Alle die Rinnen aber gingen zusammen in einen großen Teich. Wem mag wohl der Weinberg gehören? dacht' ich bei mir und sah mich um nach jemandem, der es mir sagen könnte. Da war eine Gans, die von den Beeren fraß und etwas her schnatterte, das immer klang wie Bräutigam, Bräutigam. - Sollte das meiner Tochter Bräutigam sein? dachte ich weiter. - Ja, ja, ja, schnatterte die Gans. Indem ich so weiter gehe, kommt mir mein Vetter Ciccio entgegen und sagt mir: wo bleibst du, Strintillo, lasse die Hochzeitsgäste nicht warten! - Aber so geschwind ging das nicht; denn statt Sandes waren alle Gänge so dick voll Dukaten, dass wir manchmal bis an die Brust hineinsanken. Endlich kamen wir in einen Keller, wo noch mehr volle Weinfässer lagen, als ich oben Trauben gesehen hatte. Wem gehört dies alles? fragte ich Ciccio. Angiolines Bräutigam, war die Antwort. Wir mochten so, wohl ein paar gute Stunden, bei lauter vollen Fässern vorbeigekommen sein, als der Keller endlich ein Ende nahm und sich nach einem großen freien Platz öffnete, wo ganz unzählige Hochzeitsgäste sämtlich auf ungeheuren Würsten saßen, an Tischen von runden Käsen, in deren Mitte jedes Mal Springbrunnen von lauterem Wein waren, die nach allen Gästen hin Strahlen schossen. Weder Gläser noch Flaschen waren zum Trinken gestellt und die Gäste fingen auf gut Spanisch den Strahl,



der auf sie zukam, mit den Mäulern auf, welches überaus lustig zu sehen war. Auf den Tischen waren Messer gelegt, womit die Gäste sich nach Belieben Käse von den Tischen losschnitten. Mitten auf dem Platze stand ein großer Ofen, wo man gar fette Ochsen hineintrieb, die auf der anderen Seite, köstlich gebraten, wieder herauskamen und um die Tische herumspazierten, wo sich dann jeder Gast sein Lieblingsstück losschnitt, worauf die Ochsen sich allemal höflich verneigten und wieder weiter gingen. Auf der anderen Seite war ein Teich von heißem Öl, worin ungeheure gebratene Fische herumschwammen. Dort amüsierten sich viele Gäste mit Harpunieren und holten sich allemal den Fisch heraus, zu dem sie Lust und Appetit hatten. Ebenso war es mit dem Federvieh bestellt, welches, von einem großen Pastetenrand eingehegt, teils gebraten, teils gekocht, teils gedämpft herum lief, auch in allerhand Saucen schwamm und ebenfalls sehr artig den Rücken oder die Brust hinhielt, je nachdem man sich dieses oder jenes Pfaffenschnittchen losschneiden wollte. Für die, welche gern Makkaroni aßen, hingen sie von den Bäumen herunter wie Palmenzweige, so niedrig, dass die Liebhaber davon die Hände auf den Rücken legten und sie mit den Zähnen abrissen, wie Ziegen das Laub abknabbern; sie durften auch nicht erst Käse daran tun, denn aller Staub, dessen dort viel herumflog, war fein geriebener Parmesankäse, so dass die Makkaronigäste über und über zu lauter Käse wurden. So reichlich war alles bei dieser Hochzeit und ich sah mich noch immer vergeblich nach dem Bräutigam um. Endlich kam er daher mit meiner Tochter an der Hand.

Nun, und wer war es? fragte Granco ganz freundlich.

Er war aus Gagnano, das hörte ich sagen.

Aber wer war es? fragte Granco noch vergnügter.

Wer es war, mein lieber Granco, das konnte ich unmöglich erkennen, antwortete Strintillo; denn dieser Bräutigam strotzte so von Gold und Juwelen, dass ich vor Glänzen durchaus seine Figur nicht ausnehmen konnte. So

viel Mühe ich mir gab, ich konnte mir seine Züge nicht zusammenfinden, bis ich über dieser Bemühung aufwachte; da schien mir die helle Morgensonne gerade ins Gesicht. Nun ratet selbst, auf wen deutet der Traum?

Nun, jedenfalls auf einen wohlhabenden Mann, sagte Granco lächelnd.

Richtig, sagte Strintillo, ein Reicher soll sie haben, dann wird sie glücklich sein, weiter sage ich nichts, und nenne keinen, um keinen zu beleidigen. Wer sich so reich glaubt, richte binnen drei Wochen ein Fest zu. Gefällt es mir, so soll es sein Hochzeitsfest sein, und er mag meine Tochter heimführen mit allem Segen Gottes.

Aber . . . begann da totenbleich Giovanni.

Nichts weiter, fiel ihm Strintillo in die Rede, ich bin Don Strintillo, und was ich haben will, muss geschehen! Damit ging er in sein Gemach und ließ die beiden Freier in sehr verschiedenen Empfindungen steh'n.

Don Granco, seines Sieges mehr als gewiss, kniff vor Freuden den Mund zusammen, blies sein Oberlippchen auf, drückte gleich einem Kropftäuberich das Kinn an den Hals und gurrte behaglich Hm, hm! Damit ging er und nahm sich so drollig aus, dass auch ein Toter über ihn hätte lachen müssen. Doch Giovanni lachte nicht, der Arme stand da wie gefroren. Sein Auge sah nicht mehr, sein Ohr hörte nicht mehr. Hätte jemand ihm ein Messer durch das Herz gestoßen, er würde den Stoß nicht gefühlt haben. Die helle Morgensonne schien ihm in die offenen Augen, aber er war wie in finsterner Nacht. Er wankte hinaus, als wäre der feste Boden unter ihm nur Wind und Woge.

Angiolina, die mit der treuen Muhme am Fenster lauschte, rief ihm mit Zittern entgegen: Nun? -

Er blickte sie an, bleich wie der Tod, schlug sich mit der Hand aufs Herz und wankte stumm dahin.

Giovanni! Giovanni! rief ihm die Geliebte nach; aber er wandte sich nicht wie sonst. - Er wankte fort, bis ihn der Schmerz gewaltsam zur Erde niederzog. Angiolina sah ihn

sinken: da vermochte sie nicht mehr, sich zu halten, sie eilte die Treppe hinab und hin zu ihm. Unter einem Mandelbaume lag er wie entseelt. Den Hut hatte er von sich gestoßen, sein Gesicht an die Mutter Erde gedrückt.

Giovanni! Giovanni! rief Angiolina aus zitternder Brust, und warf sich ihm zu Häupten, aber Giovanni winkte ihr hinweg, nahm mit beiden Händen Staub von der Erde, und ließ ihn in seine blühenden Locken fallen. Giovanni! Giovanni! rief Angiolina und nahm sein Haupt in ihre schönen Hände: nicht so, nicht so! lieber, süßer Giovanni! Soll ich mit dir sterben? rief sie schluchzend, und der Strom von heißen Tränen, den sie über seine Stirn ergoss, schien ihn wieder zu beleben. Was ist geschehen? fragte sie, doch Giovanni vermochte nicht zu antworten. Indem war die treue Muhme herangekommen und fragte: Kinder, was ist euch? Nur mit Mühe konnte sie von Giovanni den Hergang herausfragen. Auch sie ward von dem grausamen Spruch Strintillos, dessen Starrsinn ihr wohlbekannt war, herzlich betrübt und weinte mit den Trauernden als gute Christin, endlich aber fasste sie sich und sprach: Liebe Angiolina, geh nur wieder heim, es könnte dich jemand hier sehen, und das wäre nicht gut! – Ach! ob mich jemand hier sieht oder nicht! Wer im Sterben liegt, fragt wenig mehr nach der Welt! erwiderte das holde Kind fast stimmlos.

O! fasset euch, liebe Kinder, sprach die Muhme wiederum; vielleicht ist noch nicht alles verloren. Geh zurück ins Haus, Angiolina. Geh, bete zu Gott und der heiligen Jungfrau; die vermögen den Sinn des Vaters wohl noch zu wenden, und du, Giovanni, raffe dich auf. Weißt du, was du tust? – Geh zu meinem Bruder Ciccio, der ist ein studierter Mann; vielleicht gibt der dir guten Rat?

Guten Rat? – Kann er mir sagen, wie, wer arm ist, in acht Tagen zum reichen Manne wird, auf ehrliche Weise, kann er das?

Geh zu meinem Bruder Ciccio! sag' ich dir, wiederholte die Muhme. Besseres vermag ich dir jetzt nicht zu raten.

Folge mir, geh! So trennte sie die beiden Liebenden. Angiolina wankte langsam mit ihr ins Haus zurück, Giovanni zögernd zu Don Ciccio.

Warum so traurig? trat ihm dieser entgegen. Da fasste Giovanni Ciccios Hand und schüttete sein ganzes betrübtes Herz aus. Wieder eine schöne Geschichte von Strintillo! rief Ciccio erbittert aus; ich habe schon oft gesagt, die Träume bringen ihn noch ums Himmelreich! – Armer Giovanni! was sich für dich tun lässt, soll getan werden, aber . . . . hierbei zuckte Ciccio mit den Achseln – Strintillo wird Strintillo bleiben; was in seiner Haut steckt, ist alles närrisch. Ich kann dir wenig Hoffnung geben, lass uns aber doch auf frischer Tat einen Angriff auf sein Herz versuchen, und zwar mit all den Seinen; komm, wir wollen uns noch den Pater Antonio mit zu Hilfe nehmen, der predigt wie Paulus: wenn der ihn nicht mürbe macht, so ist und bleibt er ein Stein und dein Schicksal von Eisen! Damit ergriff der gute Don Ciccio Hut und Stock, nahm ein kleines Säckchen mit Senfsamen in die Hand und ging mit Giovanni zu Pater Antonio. Diesen fanden sie zwar bereit, ihnen beizustehen, und er ging mit ihnen; aber er gab Giovanni fast noch weniger Hoffnung als Ciccio. So traten die drei in das Haus Strintillos und mit Ciccio in das Zimmer der Muhme Cecca, die seine Schwester war, und bei welcher sie Angiolina fanden. Ach, sagte Cecca, wie sie von dem Vorhaben der Kommenden hörte, heute werden wir schwerlich zu Strintillo gelangen. Er hat sich fest verschlossen und lässt niemanden vor. – Schadet nichts, sagte Ciccio, ich tue wie Unverstand und werde schon eindringen! Hier in dem Säckchen habe ich ein Pröbchen von dem Senfsamen, nach dem Strintillo schon so lange verlangt hat, damit werde ich die Tür öffnen! Ihr bleibt noch zurück, ich gehe zuerst hinein und rede mit ihm, dann später kommst du nach, Cecca, dann Angiolina, dann Giovanni, und wenn unser Bitten und Ermahnen nichts fruchtet, will der gute Pater Antonio das letzte versuchen. Hiermit ging Don Ciccio, das

Säckchen in der Hand, auf Strintillos Zimmer los. Vorsichtig folgten die anderen. Ciccio pochte.

Niemand herein! rief Strintillo.

Ich bin es, lieber Vetter, sagte Ciccio.

Niemand herein! rief Strintillo wiederum.

Gut, sagte Ciccio, so werde ich dir den Senfsamen durch das Schlüsselloch hineinblasen! Hiermit nahm er dessen, halbe Hände voll, und blies ihn durch das gewaltig große Schlüsselloch.

Ach so? kommst du endlich mit dem Senf? fragte Strintillo und öffnete die Tür.

Jawohl, ich bringe dir Senf, sagte Ciccio, und zwar von zweierlei Art.

Von zweierlei?

Ja, von zweierlei: erstlich hier den in diesem Säckchen, wie gefällt dir der?

Der ist sehr schön, sehr schön!

Nicht wahr, der ist schön! Aber, Strintillo, der andere ist noch bei weitem schärfer.

So? Nun, dann bin ich begierig; wo hast du ihn?

Hier auf meinen Lippen.

Auf den Lippen? ich sehe ja nichts.

Er kommt schon, sagte Ciccio. Du weißt doch, dass der gute Senf den Kopf aufräumt und die Gedanken klarmacht, sieh, solchen bring ich dir auf den Lippen; sage mir doch, Strintillo, wie kannst du es über das Herz bringen, dein Kind vor dir sterben zu sehen?

Höre, Ciccio, nahm Strintillo das Wort, wenn das dein Senf ist, so trage ihn wieder hinweg, solchen brauche ich nicht!

Gerade solchen brauchst du, lieber Strintillo, du musst niesen, bevor du klar siehst, was du tust. Du mordest dein Kind, wenn du sie dem braven Giovanni nimmst und dem runzligen Granco gibst. Willst du denn Meerspinnen zu Enkelkindern haben?